



Vielleicht nie wieder . . .

Vielleicht nie wieder . . . Noch hebt in der Luft
Dein Atem . . . Noch schwebt schein auf matten Schwingen
Dein letztes Wort . . . Noch liegt auf allen Dingen
Ein wenig deiner Wärme und dein Duft;
Noch sitzt die Uhr, der du befohlen,
Noch zittern unterm Fuß die Bohlen
Von deinem Schritte nach.

Noch blüht dein letzter Strauß schwankstieliger Blumen,
Der süß bekommenen Duft in Dämmern haucht;
Noch sind wir selbst durch deines letzten Blickes
Schmerzliche Weihe ganz in Glanz getaucht . . .
Und eingespannt
Fast schmerzhaft ist dein Bild in unsre Lidert . . .
Von fern kommt deine Hand
Und sinkt besänftigend auf das Haupt uns nieder . . .

Vielleicht nie wieder . . .

E. Kallomsta

Die Frage eines Arbeitstarifgesetzes.

Von Dr. Hugo Singheimer.

Der Sinn der Tarifverträge ist, auf freien sozialen Wegen Normen zur Regelung der Arbeitsverhältnisse zu bilden und zu sichern, die das vorhandene allgemeine Recht ergänzen und fortbilden. Sie sollen nicht nur ein Rechtsverhältnis, sondern eine Rechtsquelle sein, die in sich selbst die Kraft zur Selbsterhaltung trägt.

Das geltende Recht wird dieser Funktion der Tarifverträge nicht gerecht. Nach ihm ist der Tarifvertrag ein Vertrag wie jeder andere, nur auf Leistung und Gegenleistung gerichtet, und nur diejenigen bindend, die ihn abgeschlossen haben, ein Vertrag, zu dessen Durchführung nur der Staat mit den allgemeinen Rechtschutzmitteln des Zivilprozesses berufen ist. Dadurch wird der Tarifvertrag in Rechtsformen eingezwängt, die nicht für ihn passen, die sein eigenartiges Leben zerstören und es verhindern, daß der von ihm erstrebte Zweck auch rechtlich zur Geltung kommen kann.

Dies zeigt sich vor allem in dem Verhältnis zwischen Tarifvertrag und Arbeitsvertrag. Während der Tarifvertrag darauf abzielt, die in seinem Herrschaftsbereich abgeschlossenen Arbeitsverträge seinen Bestimmungen zu unterwerfen, läßt es das geltende Recht zu, daß der einzelne Arbeitgeber und Arbeitnehmer im Arbeitsvertrage wegbedingen kann, was der Tarifvertrag festgesetzt hat. Es zeigt sich weiter in der Frage, wer an den Tarifvertrag gebunden ist. Sind an den Tarifvertrag nur gebunden die Verbände, die ihn abschließen, oder auch die Angehörigen dieser Verbände? Bekanntlich hat das Kammergericht entschieden, daß die Verbandsangehörigen dann nicht mehr an einen von ihrem Verband abgeschlossenen Tarifvertrag gebunden sind, wenn sie aus dem Verband ausscheiden — eine Rechtswirkung, die den Bestand eines jeden Tarifvertrags in Frage stellen muß. Unklar ist auch das geltende Recht der Frage gegenüber, ob die Tarifbestimmungen nur für solche Arbeitsverträge gelten, welche die Angehörigen der vertragsschließenden Arbeiterverbände abschließen, oder ob sie auch Geltung haben für die Arbeitsverträge der nicht organisierten Arbeiter. Dazu kommt die Gefahr, die nach geltendem Recht für jeden Tarifvertrag in der Frage seiner Rechtsverwirklichung besteht, wenn dafür im Verträge selbst nicht besondere Vorzüge durch ausdrückliche Vertragsbestimmungen getroffen ist. Nach geltendem Recht ist nämlich die Haftung der Verbände für Friedensbrüche, die sie begehen, unbeschränkt. Wenn also z. B. während des Bestehens eines Tarifvertrags ein Verband, und sei es auch im besten Glauben an sein Recht, Kampfmaßnahmen, die der Tarifvertrag nicht zuläßt, beschließt und durchführt, so ist er für den ganzen Schaden haftbar, der der Gegenseite aus der Kampfhandlung entstanden ist. Da in der Regel die Arbeiterverbände nicht rechtsfähig sind, so besteht neben der Haftung des Verbandes als solchen die Haftung seiner Mitglieder und seiner Vertreter (§ 54 BGB.). Ist es nicht der Verband selber, der an der Kampfhandlung beteiligt ist, sondern sind es nur seine Mitglieder oder eine Gruppe von Mitgliedern, die von sich aus selbständig vorgehen, so ist zwar der Verband als solcher für diese Maßnahmen seiner Mitglieder nicht ohne weiteres haftbar, er kann aber haftbar werden, wenn er nicht alles tut, um den Brand zu löschen. Auf die Frage, was hierbei der Verband zu tun hat, gibt das geltende Recht wiederum keine bestimmte Antwort, so daß schließlich das richterliche Ermessen darüber zu entscheiden hat. Eine Einwirkung von Arbeiteranschauungen ist hierbei ausgeschlossen, denn zuständig für die Rechtsstreitigkeiten aus dem Tarifvertrag sind nur die ordentlichen Gerichte. Bei alledem ist der Rechtschuttsapparat, den das geltende Recht zur Verfügung stellt, so weitläufig und praktisch kraftlos, daß der Tarifvertrag rechtlich oft völlig in der Luft schwebt und im Ernstfall von dem Rechte kaum gestützt werden kann.

Nur die Gesetzgebung kann das Recht des Tarifvertrags mit der Funktion des Tarifvertrags in Einklang bringen und ihn wirksam auch rechtlich sichern. Irrig ist der Glaube, es bedürfe keines neuen Rechts, weil sich der Vertrag selbst helfen könne, indem er Vorzüge treffe, daß in ihm alles so geregelt ist, wie es seinen Zwecken entspricht. Denn selbst wenn man in dem Vertrag bestimmen würde, daß die Arbeitsverträge organisierter und nichtorganisierter Arbeiter die Tarifbestimmungen nicht wegbedingen könnten, und daß auch die Mitglieder der vertragsschließenden Organisationen an den Vertrag gebunden seien, einerlei ob sie im Verbands bleiben oder nicht, könnte an der zweckwidrigen Rechtslage, wie wir sie oben gezeigt haben, kaum etwas geändert werden. Denn diese Rechtslage ist in dem unvertübbaren Grundgedanken des herrschenden Rechts verankert. Der Parteiwille kann sie nicht ändern. Sie fließen aus der individualrechtlichen Anlage des geltenden Rechtssystems. Aber auch, soweit der Parteiwille gewisse Gefahren und Unklarheiten des geltenden Rechts von dem Tarifvertrag fernhalten kann, wie z. B. in der wichtigen Frage des Friedensbruchs und der sich aus ihm ergebenden Haftung der Verbände, ist es nicht zweckmäßig, diese Vorzüge nur der Vertragsfestsetzung zu überlassen. Man soll den Abschluß des Tarifvertrags nicht mit der Regelung von Fragen belasten, die mit Konfliktstoff angefüllt sind. Sollte dies doch notwendig sein, so ist zu befürchten, daß besonders auf Gebieten, in die der Tarifgedanke noch nicht eingebracht ist, die Einigung erschwert oder unmöglich gemacht wird. Diese Hemmung fällt weg, wenn das Recht im voraus eine Regelung enthält, über die sich sonst die Tarifparteien erst einigen müßten.

Die Sorge vor einem besonderen Arbeitstarifgesetz ist indes noch tiefer begründet. Wird ein solches Gesetz nicht den Klassenkampf in einer Welt von Paragraphen ertöten, und wird nicht die bisher freie Entwicklung des aus den Volkstiefen in ungebrochener Gestaltungskraft emporgewachsenen Gebildes in engen Gesetzen erstarren? Wer an die Gefährdung des Klassenkampfes denkt, muß seine Frage an den Tarifvertrag, nicht an das Tarifrecht richten, das nur der Ausdruck des Tarifwillens sein soll. Die Frage ist bekanntlich gleich zu Beginn der Geschichte des Tarifvertrages in Deutschland aufgeworfen worden. Die bisherige Entwicklung dürfte gezeigt haben, daß durch ihn die Grundlage der Klassenherrschaft nicht gestärkt, sondern geschwächt worden ist. Wenn man die Bedeutung des Tarifvertrags in dieser Hinsicht auf eine kurze Formel bringen will, so kann man sagen: Der Tarifvertrag entwindet in fortschreitendem Maße dem Privateigentum an den Produktionsmitteln Verfügungsrechte, die ihm in tariflosem Zustande zustehen. Während der Arbeitgeber in tariflosem Zustande, wenn nicht der Staat zwingende Schranken errichtet hat oder sonst allgemeine Hemmungen bestehen, frei und schrankenlos über die Arbeitskraft verfügt, ist diese Verfügung durch den Tarifvertrag an die Zustimmung der organisierten Arbeitskraft gebunden. Der Tarifvertrag öffnet den rechtlichen Weg, immer tiefer in diese Sphäre der freien Verfügungsgewalt des Arbeitgebers vom Arbeiterstandpunkt aus einzudringen. Er ändert die Form, nicht den Inhalt des Klassenkampfes und sät den Kräften, die durch den Staat mittels des Gesetzes auf die Sozialisierung des Arbeitsverhältnisses einwirken, weitere Kräfte hinzu, die in der Gesellschaft unmittelbar die privaten Verfügungsgewalten im Arbeitsverhältnis normieren. Erst durch den Tarifvertrag wird der Prozeß der Vergesellschaftung seines einseitigen staatlichen Charakters entleidet und in die gesellschaftliche Betätigung selbst verslochten.

Nur die Gesetzgebung kann und muß das Recht des Tarifvertrags mit der Funktion des Tarifvertrags in Einklang bringen. Eine gesetzliche Regelung des Tarifvertrags könnte nur dann für ihn gefährlich werden, wenn das Recht als Mittel dazu benutzt werden sollte, die Entwicklung des Tarifvertrags zu hemmen. Dieser Gedanke wäre mit allen Mitteln zu bekämpfen. Ihm gegenüber könnte es nur heißen: Lieber die Rechtsfremdheit von heute, als die Rechtsvergewaltigung von morgen. Die Arbeiterschaft kann nur einem solchen Tarifgesetz zustimmen, welches dem sozialen Sinn des Tarifvertrags gerecht wird, die Hemmungen des geltenden Rechts beseitigt und seine volle Entwicklungsfreiheit gewährleistet. Nach einem solchen Recht muß aber auch die Arbeiterschaft streben. Es wird die Wirkung der Tarifverträge erhöhen, die Tarifbewegung fördern und ihre Bedeutung steigern.

Ein solches Recht wird vor allem zwei Grundgedanken zu verwirklichen haben.

Zunächst muß rechtlich anerkannt werden, was der Tarifvertrag seinem innersten Sinne nach sein will, nämlich eine Rechtsquelle, nicht nur ein Rechtsverhältnis. Dies bedeutet, daß die Vorschriften, die ein Tarifvertrag aufstellt, Rechtsvorschriften, nicht nur Vertragsinhalte sein sollen. Die Bestimmungen, die ein Tarifvertrag über den Abschluß und Inhalt von Arbeitsverträgen enthält, sind auf diese Weise wirkliches Arbeitsrecht, das für die Tarifbeteiligten dieselbe Kraft und Bedeutung hat wie gesellschaftliches Arbeitsrecht, solange der Tarifvertrag gilt. Auf diesem Boden lösen sich die verschiedenen Zweifelsfragen des bisherigen Tarifrechts leicht und einfach. Wenn die Tarifbestimmungen zwingendes Recht sind, nicht nur Vertragsinhalt, so gehen sie unabhängig in die Arbeitsverträge ein, die im Herrschaftsbereich des Tarifvertrags abgeschlossen werden. Dem Herrschaftsbereich des Tarifvertrages unterliegen die Betriebe der tarifbeteiligten Arbeitgeber. Deshalb sind den Tarifbestimmungen in diesen Betrieben nicht nur die Angehörigen der vertragsschließenden Arbeiterverbände, sondern

auch die nicht organisierten Arbeiter unterworfen. Tarifbeteiligte Arbeitgeber können nicht nur diejenigen sein, die persönlich den Tarifvertrag abgeschlossen haben oder ihm beigetreten sind, sondern auch solche Arbeitgeber, die den vertragsschließenden Arbeitgeberverbänden als Mitglieder angehören oder; aber während der Geltung eines Tarifvertrags angehört haben. Auf diese Weise sichert der Tarifvertrag als Rechtsquelle ohne Schwierigkeit alle von ihm gewollten Wirkungen. Wie der Tarifvertrag als Rechtsverhältnis nicht gestalten kann.

Sodann muß ein neues Tarifrecht dafür sorgen, daß die Kräfte, die den Tarifvertrag geschaffen haben, ihn auch erhalten. Der Tarifvertrag soll eine Rechtsquelle sein, die die Kraft der Selbsterhaltung in sich selbst trägt. Dies bedeutet, daß die Verbände der Arbeitgeber und Arbeitnehmer in erster Linie dazu berufen sind, für die Aufrechterhaltung des Tarifvertrages zu sorgen. Sie sollen nicht nur die Schöpfer, sondern auch die Exekutivorgane des Tarifvertrags sein. Erst dadurch gewinnt der Tarifvertrag das rechtlich gesicherte Eigenleben, nach dem er innerlich hinstrebt, indem er Recht und Rechtsdurch unabhängig vom Staate entwickelt. Danach haben die Verbände der Arbeitgeber und Arbeitnehmer ihre Mitglieder von sich aus zur Rechtschaffenheit zu ziehen, wenn sie den Tarifbestimmungen ungehörig sind oder den Tariffrieden brechen. Nur wenn ihnen durch ihre frei gewählten statutarischen Zwangsmittel dieser Erfolg nicht gelingt, soll der Staat aus seiner Reserve heraustreten und durch besondere, für den Tarifschutz eigens bestellte Organe den Gehorsam oder den Frieden erzwingen. Solche „Tarifbehörden“ dürfen aber erst dann eingreifen, wenn der Tarifvertrag durch besondere Bestimmungen nicht eigene Tariforgane zu seinem Schutz gebildet hat. Wie im einzelnen der Staat die ultima ratio des staatlichen Zwanges anwenden wird damit die Tätigkeit der Verbände als selbständige Exekutivorgane gewährleistet sein, braucht hier im einzelnen nicht ausgeführt zu werden. Wir heben nur hervor, daß der Tarifschutz im Wege der zivilprozessualen Klage möglichst durch einen Tarifschutz mittelbar, des viel einfacheren und durchgreifenderen Verwaltungszwanges ersetzt werden soll. Klagen aus dem Tarifvertrag sollten, wenn der Tarifvertrag nichts anderes bestimmt, nur möglich sein, wenn die Verbände selbst den Tariffrieden gebrochen oder ihn aber, wenn der Friedensbruch durch ihre Mitglieder geschehen, nicht wieder hergestellt haben. Aber auch in diesem Falle muß die zivilprozessuale Klage, um die Wirkung des Friedensbruchs nicht als unangemessen zu steigern, wie dies nach geltendem Recht möglich ist, dadurch begrenzt sein, daß das Ziel der Klage von vornherein im Höchstmaß feststeht. Dies wird erreicht, wenn die Folge eines solchen Friedensbruchs nicht eine unbestimmte Schadenersatzleistung, sondern eine von vornherein im Höchstmaß festgesetzte Buße ist. Eine solche voraussetzbare Buße, deren Festigkeit an bestimmte gesetzliche Voraussetzungen gebunden sein muß, dürfte immer nur das Verbandsvermögen, nicht auch das Vermögen der Verbandsmitglieder oder Verbandsvertreter treffen, auch wenn es sich nur um nicht rechtsfähige Vereine handelt.

Die Bedeutung einer solchen gesetzlichen Regelung des Tarifvertrags, die wir hier nur in den Grundzügen angedeutet haben, erschöpft sich nicht in der rechtlichen Sicherung des Tarifvertrags. Ist eine gesetzliche Regelung des Tarifvertrags einmal erfolgt, so kann der Staat vollständig bei der Gestaltung des gesellschaftlichen Arbeiterrechts sich der Tarifverträge als Organe unmittelbarer Rechtsbildung bedienen und damit das Arbeitsrecht von jeder bürokratischen Starrheit befreien. Er könnte viele seiner Normen nur für den Fall gelten lassen, daß Tarifverträge nicht anders bestimmen, und den Erlaß von Rechtsverordnungen, auf den viele Arbeitsgesetze hinweisen, davon abhängig machen, daß Tarifverträge die Materie nicht geregelt haben, die diese Rechtsverordnungen regeln sollen. Er könnte aber noch einen Schritt weitergehen und Tarifverträge, die sich in der Praxis bewährt haben, zur Quelle eines allgemeinen Arbeitsrechts in dem Sinne machen, daß ihre Geltungsumfang kraft besonderer behördlicher Säzung über den Kreis der Tarifbeteiligten hinaus allgemein für das Gewerbe erweitert werden kann. Schließlich aber könnte der Staat darauf dringen, daß der Abschluß von Tarifverträgen, deren rechtshöfische Bedeutung erkannt ist, auch in solchen Gewerben erfolgt, die sich seither dem Tarifgedanken infolge absolutistischer Neigungen ihrer Arbeitgeber ferngehalten haben. Es würde zu diesem Zweck die Einführung eines allgemeinen Verhandlungszwanges genügen, wonach vor jedem wirtschaftlichen Kampfe durch Verhandeln von Organisation zu Organisation der Versuch gemacht werden muß, einen Tarifvertrag zustande zu bringen. Als verhandlungsfähige Organisationen dürfen hierbei nur tariffähige Berufsvereine, also nicht gelbe Berufsvereine, anerkannt werden. Ebenjowenig könnte die Verhandlung mit der Organisation das Verhandeln mit Arbeiterausschüssen, Fabrikkommissionen usw. ersetzen. Eine solche Einwirkung des Staates zugunsten des Tarifvertrags fordert nicht nur seine rechtshöfische Kraft, sondern auch die Sorge um die Heberleistung unserer Volkswirtschaft aus dem Kriege in den Friedenszustand.

*) Vgl. dazu Hugo Singheimer, Ein Arbeitstarifgesetz. Die Idee der sozialen Selbstbestimmung im Recht (München und Leipzig 1916).

Was aus einem Ei alles werden kann.

Von Dr. A. Rosen.

Eine seltsame Frage, werden viele Leser zuerst denken. Was soll aus einem Ei werden können? Selbstverständlich wieder ein ebensolches Tier, wie das war, von dem das Ei stammt. — Wir werden sehen, daß diese Annahme nur bedingt richtig ist und daß in einem Ei weit mehr Möglichkeiten schlummern, als in normalen Geschlechten verwirklicht werden.

Wenn man von Eiern spricht, so denken die meisten Menschen nur an die ihnen allein bekannten Vogeleier. In Wahrheit aber erzeugen sämtliche höhere vielzellige Lebewesen Eier oder richtiger Eizellen, nur daß diese viel kleiner sind, oft mikroskopisch klein und z. B. bei den meisten Säugetieren nicht abgelegt, sondern ausgebrütet werden, sondern sich im Innern des mütterlichen Körpers entwickeln.

Das Ei oder die Eizelle ist ebenso wie die männliche Keimzelle, der Spermatozoon oder das Spermatozoon, eine geschlechtliche Zelle, wie sie zu Millionen der Körper jedes Tieres und jeder Pflanze aufbauen. Durch die Verschmelzung mit dem Spermatozoon in der Befruchtung wird die Eizelle zur Teilung angeregt, durch ständige wiederholte Teilungen der jungen Zellen entsteht zuerst ein großer Zellhaufen und indem sich die einzelnen Zellen ihrer besonderen Aufgabe entsprechend zu Muskelzellen, Bindegewebszellen, Knochenzellen usw. umwandeln, indem sich gleichartige zu Geweben und Organen zusammenordnen, entsteht allmählich der junge Embryo und weiter das fertige Tier.

Aus zahlreichen Beobachtungen und Versuchen ist es schon seit längerer Zeit erwiesen, daß der Kern der Zellen der Träger der erblichen Anlagen ist. Wir wissen ferner, daß sowohl das Ei wie der Spermatozoon für sich wenigstens die Anlage für ein selbständiges Individuum enthalten und unter günstigen Umständen sich auch getrennt zu einem vollständigen Tier entwickeln können. Es drängt sich daher ganz von selbst die Frage auf, ob die befruchtete Eizelle nun die Anlage für ein oder für mehrere vollständige Tiere enthält? Mit anderen Worten: Ist es unter bestimmten Bedingungen möglich, aus einem Ei mehrere Junge zu erzielen?

Es ist stets zweifelhaft zur Entscheidung einer solchen Frage noch Möglichkeit von natürlichen Verhältnissen auszugehen und erst gewissermaßen zur Bestätigung künstliche Bedingungen, das Experiment, heranzuziehen. In der Tat sind uns aus der Natur verschiedene Fälle bekannt, daß sich regelmäßig aus einem Ei zwei, ja selbst mehrere Nachkommen entwickeln. Ein schönes Beispiel bietet uns ein nahe Verwandter unseres gemeinen Regenwurms, der den wissenschaftlichen Namen *Lumbricus trapezoides* trägt. Die Tiere legen ihre Eier in besondere Schutzhüllen, sogen. Kofolons, ab, deren feste Wandungen sie vor allen Unbilden des Winters schützen. Anfangs entwickeln sich die Eizellen ganz normal, bis das sogen. Gastrulastadium — der zweifelhafte Keim — erreicht ist. Jetzt beobachten wir aber etwas äußerst Merkwürdiges. Anstatt, daß die Entwicklung wie bei den meisten anderen Tierarten auch weiter einheitlich fortschreitet, teilt sich die Gastrula plötzlich in zwei selbstständige Teile, die sich beide zu fertigen Würmern ausbilden. Bei *Lumbricus trapezoides* entstehen also aus jedem Ei des Tieres regelmäßig zwei neue Regenwürmer.

Noch auffälliger ist der Entwicklungsvorgang bei einer kleinen Schlangenspezies, *Oocrotus*. Mit Hilfe eines Legebohrens legt das Weibchen seine Eier in die Eier verschiedener Schmetterlingsarten ab. Jedes Schmetterlingsei wird stets nur mit einem Weibchen versorgt. Zugleich mit der Entwicklung der Schmetterlingsei beginnt auch die Teilung der Wespeneier. Bevor aber das letztere in die eigentliche Entwicklung eintritt, zerfällt es in zahlreiche einzelne Zellen, die sich zu Larven entwickeln und unter allmählicher Verzehrung des Raupenkörpers zu entsprechend vielen Schlangenspezies umwandeln.

Diese und verschiedene ähnliche Tatsachen sprechen darum eindringlich dafür, daß wenigstens in diesen verschiedenen Fällen jedes Ei die Anlage für zwei oder mehrere Individuen enthält. Mit Hilfe des Experiments läßt sich aber beweisen, daß es sich nicht um vereinzelte Ausnahmen handelt, sondern daß überhaupt jedes Ei die Anlage für zahlreiche Tiere enthält, wenn auch unter natürlichen Bedingungen immer nur ein Individuum aus jedem Ei entsteht.

Die entscheidenden Versuche werden hauptsächlich an den Eiern verschiedener Stachelhäuter, an Seeigeln, Seefernen, aber auch an Eiern niedriger Fische, besonders des Urfishes des Amphioxus (*Branchiostoma lanceolatum*) angestellt. Bei der in der Entwicklung begriffenen Eiern dieser Tiere, die frei in das Meerwasser abgelegt und hier befruchtet werden, ist es möglich, durch Druck oder Schütteln die jungen Furchungszellen aus dem 2., 4., 8., 16. oder 32. Zellstadium von einander zu trennen. Was geschieht nun mit diesen isolierten Furchungszellen?

Man sollte annehmen, daß die Eier nach einem solch schweren Eingriff einfach zu Grunde gehen. Das ist aber keineswegs der Fall, sondern jede einzelne der Keime isolierten Zellen entwickelt

sich in ganz entsprechender Weise wie ein ganzes befruchtetes Ei weiter und es entsteht eine völlig normal gestaltete Gastrula (zweifelhafte Keim), freilich nur von der halben Größe einer normalen Gastrula. Mit anderen Worten: die erblichen Eigenschaften sind ohne Einschränkung zur Entwicklung gekommen mit dem Unterschied, daß anstatt des einen Tieres zwei Tiere sich entwickelt haben. Es sind allerdings Zwergformen, wie das ja durch die Verminderung des Nähr- und Anlagematerials auf die Hälfte auch nicht anders zu erwarten sein kann. Genau das gleiche beobachten wir, wenn wir ein Amphioxus-Ei auf dem Vier- oder Achteilstadium durch Schütteln in vier oder acht Zellen zerlegen. Auch von diesen entwickelt sich eine jede Zelle zu einer kleinen Zwerggastrula von $\frac{1}{4}$ resp. $\frac{1}{8}$ der gewöhnlichen Größe.

Wenn man die Trennung der Furchungszellen auf dem Zweizellenstadium nur unvollständig durchführt, so daß ihr Verband wohl gelockert ist, sie aber doch noch miteinander in Verbindung bleiben, so findet gleichfalls eine gesonderte Entwicklung der beiden Zellen statt, deren Ergebnis eigenartige Doppelmissbildungen sind.

Vermag man auf die geschilderte Weise aus einem Ei mehrere Zwergformen zu erzeugen, so kann man andererseits durch Verschmelzung von zwei in der Entwicklung begriffenen Eiern Riesformen von doppelter Normalgröße erzielen. So gelang es zum Beispiel dem bekannten Heidelberger Zoologen und Naturphilosophen Driesch, Eier von Seeigeln miteinander zu verschmelzen, die sich dann, wenn die Verbindung vollständig gegliedert war, völlig einheitlich zu Larven von Seeigeln entwickelten, welche sich von gewöhnlichen Seeigel-Larven nur durch ihre enorme Größe unterschieden. War dagegen die Vereinigung nur unvollkommen durchgeführt, so entstanden in ganz ähnlicher Weise wie bei den nur gelockerten, aber nicht getrennten Eiern des Urfishes Doppelmissbildungen.

Diese Tatsachen werfen auch auf die Entstehung der Zwerg- und Riesformen sowie der Doppel- und Mehrfachbildungen bei höheren Tieren und bei Menschen einiges Licht. Auch bei menschlichen Embryonen kann die Verdoppelung eine vollkommene sein, — es werden also zwei normal ausgebildete Kinder, Zwillinge, geboren, — oder die Verdoppelung erstreckt sich nur auf bestimmte Teile des Körpers oder der Extremitäten. Da entstehen dann die sonderbarsten Missbildungen: Kinder mit zwei Köpfen oder mit vier Armen, vier Beinen usw.

Man muß allerdings bei den menschlichen Zwillinggeburten scharf zwischen sog. eineiigen Zwillingen, d. h. Zwillingen, die aus nur einem Ei hervorgehen, und zweieiigen Zwillingen, die aus zwei gleichzeitig befruchteten Eiern entstehen, unterscheiden. Nur die eineiigen Zwillinge dürfen wir als Doppelbildungen auffassen, während die zweieiigen den Mehrfachgeburten bei Tieren gleichzustellen sind. Die Feststellung, ob es sich um eineiige oder zweieiige Zwillinge handelt, kann der Arzt bei der Geburt leicht machen, da bei den eineiigen Zwillingen die Eihäute (Chorion) und der Mutterkuchen (Plazenta) einheitlich sind, während die zweieiigen getrennte Eihäute und zwei Plazenten besitzen. Außerdem sind auch eineiige Zwillinge stets gleichen Geschlechts und in der Regel durch auffallende Ähnlichkeit ausgezeichnet.

Das Vorkommen von Doppelmissbildungen beim Menschen hat die Forscher bereits seit den ältesten Zeiten beschäftigt und zur Aufstellung der merkwürdigsten Theorien über die ihrer Entstehung zugrunde liegenden Ursachen geführt. So nahmen Demokrit und Empedokles z. B. an, daß die Entstehung der Doppelmissbildungen auf zu reichlichem männlichen Samen, — wie wir heute sagen, — auf „Ueberbefruchtung“ beruhe, während Aristoteles die Ansicht vertrat, daß man es mit einer nachträglichen Verwachsung von zwei ursprünglich selbstständigen Embryonen zu tun hätte. Die gleiche Meinung wurde auch noch später von dem berühmten englischen Anatom Harveij vertreten. Heute ist man nun dagegen allgemein der Ansicht, daß alle derartigen Doppelbildungen oder eineiigen Zwillinge aus einer ursprünglich einheitlichen Anlage durch nachträgliche Spaltung hervorgehen. Wahrscheinlich erfolgt eine Trennung im allgemeinen bereits auf einem sehr frühen Entwicklungsstadium. Die Ursachen können äußerst verschiedenartige sein; so kann die Trennung der Furchungszellen durch äußere Einflüsse, kräftige Stöße usw. erfolgen, oder es handelt sich um die Durchschränkung des Eies durch die Eihautfäden. Für diese letztere Ansicht sprechen unter anderem verschiedene Versuche von Tournier und anderen, der bei Froschembrionen zeigte, daß man lediglich durch Ueberstreichung einer Gliedmaßenanlage mittels eines Fadens eine Verdoppelung des betreffenden Beines zu erreichen vermag. Auch Speiman konnte zeigen, daß nur durch Einschnürung des sich teilenden Eies mittels eines zarten Fadens zwei vollständige Embryonen erzeugt werden können, oder daß wenigstens, wenn die Einschnürung eine ganz oberflächliche war, eine Verdoppelung bestimmter Körperteile hervorgerufen wurde.

schalt man uns hart. Zu oft höhnten uns feindliche Bürger durch Miene und Gebärden: „Barbaren!“ Kinder hohnten unseren Schritt, und Greisinnen verhüllten die Kinnfalt ihrer leblosen Gesichter, wenn wir ein Dorf durchzogen, aus dessen geschwärtzten Mauern Grauen und Verwüstung ankamte.

Schwer schlugen sich da die Notbrüden von Herz zu Herz. Es kamen Tage, wo wir uns belauerten, unsäglich; wo wir von einander abdrückten und Auge hart in Auge uns endlich fanden.

Wir hielten die Kartoffeln aus dem versteinerten Acker graben, wir füllten Brennholz in den Forsten. Wir sahen den Reis wie Diamant auf den Feldern brennen und den Winter kommen, wurden von Rebellen umwölkt, beperkt, die die kühl und monumental geschichteten Berge verschleierten. Wir mühten uns durch Schnee und Eis vorbei an Massengräbern, Verwundetenzügen und Probiankolonnen, von Geseht zu Geseht, vom leuchtenden Morgenrot bis in die Nacht bergschwarzer Erstarrung.

Offnung keimte, da uns der Befehl auf einen neuen Schauplatz sandte. Es war wie ein tausendfältiges Willkommen und Abschiednehmen quer durch Deutschland.

D diese vielen weißplattierten Hände aus den Fensterreihen der großen Städte; von Dächern herunter ein Fahnenzipfel, aus Kellerlukulen heraus. Aus einer Welt, die in brausendem Saus an uns vorüber flog.

D diese mütterlichen Zartheiten der Helferinnen, wenn wir auf einem abgelegenen Schienenstrang uns zur Speisung zusammenfanden!

Kurz aber, wie der Bilderzug eines Films, glitt das Vorüber. War in Sekundenhöhe der Schau leidhaftig nahe, brachte die erhabenen trügigen Geräusche industrieller Arbeit und Gelächte verschollener Dörfer. Begann tanztaumelnd und endete in Tragik. War nicht tragisch in seinen großen Erscheinungen, nicht in den neuen Zusammenballungen von Verzerrung, Feuergekrei und Tod. Nicht in dem Erkennen —: daß eine neubarbarische Idee auf den unsicheren Unterströmen in das Unendliche trug. Aber in den kleinen Geschehnissen, die jenseits der Gesehtszone lagen, auf der Suche nach neuen Quartieren, auf einsamen Postengängen, in den langen Wartestunden der Briefsperr.

Zum Kilimandscharo.

Von Julius V. Ligo di. (Ostafrikanisches Tagebuch.)

Knapp vier Wochen bin ich im Uffanlande. Beinahe täglich ist am Sonntag nachmittag vor meinem Bivouac, als ein schwarzer Bote eine überraschende Post bringt. Der Oberingenieur fängt in seinem kurzen Dienststil an: „Wieviel Leute brauchen Sie zu einem Marsch nach Moschi?“ Donnerweiter, das schlägt ein. Mit der beschaulichen Ruhe ist es vorbei. Nach Moschi bedeutet einen strammen Sechstagemarsch zum Fuße des Kilimandscharo. Nach Erledigung des Boten folgt sofort großer Kriegsrat mit Boh und Koch. Die Brüder wissen darauf zu laufen. Beide schlagen eine Lohnerhöhung heraus, mit der Begründung, daß es jetzt zu weit unter „Wilde“ ginge.

Nach eine ganze Woche vergeht in ruhiger Arbeit, bis ich wieder plötzlich den dienstlichen Auftrag erhalte: „Sie haben am 6. d. M. Ihren Marsch nach Moschi anzutreten usw.“ Dort ist der leitende Kollege abzuholen, der schleunigst zurückkehren soll. Den Brief erhalte ich früh auf dem Wege zur Arbeit, gleichzeitig treffen Ersatzträger ein. Da der 6. am nächsten Tage ist, heißt es sofort Lehrtuchen und abdrücken.

Wenn ich auch vorläufig noch ohne meine bessere Hälfte allein im Luch haue, so ist immerhin schon reichlicher Hausstand vorhanden, da man ja doch völlig auf sich allein angewiesen ist. Da ist zunächst das Zelt, dann das Feldbett mit Moskitonez, Sackgeschirr, Tisch, Stuhl, Langstuhl, Ferner die Tropentoffer mit Wäsche und Kleidung, Wäschereien, Probantistifen und zum Schluß die Rückenlasten mit der zugehörigen Futterkiste, die unter besonderer Obhut des Kochs transportiert wird. Binnen kurzem steht das ganze Lager auf dem Kopf, aber in all dem Wirrwarr sitze ich und rechne und schreibe, um meine bisherigen Arbeiten abzuschließen. Endlich bin ich zu Ende und kann mich meiner Gesellschaft widmen.

Es wird später nachmittag, ebe alles fertig ist. Gegen 6 Uhr steht die Trägerkolonne von 24 Mann abmarschbereit in einer Reihe da, jeder seine Last neben sich. Nun schritt die Meise, und mit dem Rufe „Sa-fa-ri“ nimmt jedermann seine Last hoch und setzt sich in Gang.

Meine erste große Safari ist auf dem Marsche. Unser erstes Nachtlager ist nicht weit entfernt im nächsten Dorf Landa nach circa drei Stunden erreicht. — In aller Frühe ziehen wir weiter, um nicht allzu lange über Mittag hinaus zu marschieren. Es geht auch alles glatt, so daß wir gegen Mittag in Mosanja einziehen. Hier treffe ich beim Dorfe auf eine größere Pflanzung, die ein junger Westale angelegt hat. In den drei Jahren seiner Tätigkeit hat er schon sehr umfangreiche Baumkulturen geschaffen. Auch Mais und Erdnüsse erzielt die Pflanzung in anscheinlichen Mengen.

Gegen Abend gibt es ein köstliches Mahl und zum Nachtisch großes Festkonzert. Entsprechend seinen Mitteln hat der Landmann ein wunderbares Grammophon und erstklassige Platten, so daß wir alle unsere heimischen und europäischen Gesangsgrößen genießen können.

So anheimelnd das ganze Antwesen ist, wir müssen rasch weiter. Gleich zu Beginn des nächsten Marktstages gibt es eine Ueberreaktion. Eine Viertelstunde hinter dem Dorf macht ein Träger Kumbia, d. h. er verkrümelt spurlos im Busch. Das Tragen macht ihm keinen Spaß mehr. Der schwarze Orlschulze muß ausbleiben. Ich erhalte zwei Ersatzträger und auch zwei Leute mit Trinkwasservorrat. Die Geschichte gibt natürlich bedeutenden Zeitverlust. Es ist 9 Uhr als ich den schmalen Pfad erreiche, den hier eine frühere Mehlkolonne durchgeschlagen hat. Die Sonne brennt schon ganz insam, so daß es im dichten Busch fast unerträglich heiß ist. Um 10 Uhr muß ich meiner Truppe Ruhe geben. Erst um 2 Uhr brechen wir wieder auf, als die Hitze ganz allmählich nachläßt.

Bei Sonnenuntergang um 6 Uhr wird das Lager bezogen. Eine lichte Stelle wird vollends freigeschlagen, einige Mann suchen Brennholz, die andern schlagen das Zelt auf; inzwischen ist es Nacht. Vier große Feuer flammen auf. Bei dem großen Wildreichum dieser Strecke gibt es natürlich auch viel Raubzeug. Löwen sind vorhanden, aber besonders viel Leoparden, und gegen diese Herrschaften ist Feuer die beste Abschreckung. Zum Nachtmahl spendiere ich meinen Schwarzen aus meinem Privatvorrat eine Anzahl europäischer Kartoffeln, zwei ganze Würste und für jeden ein bißchen Tabak und Zigarettenpapier. An allen Lagerfeuern herrscht infolgedessen große Freude.

Vor dem Schlafengehen werden die Mannschaften der einzelnen Feuer dringend ermahnt, abwechselnd für Unterhaltung des Feuers zu sorgen. Die Ermahnung hat nicht viel genützt, denn bald nach Mitternacht schreckte ich auf, von lautem Murren und Heulen dicht am Lager. Aus dem Bett, mit dem Gewehr vors Zelt treten ist eins. Alles schläft in süßer Ruh, die Feuer sind tot. Doch mein Ruf „Taku-i“ (Leopard) weckt die Leute, und die Flammen schlagen

Noch fühlten wir aus Hemmungen hervor die Kraft, den Mut: aus jeder Not ein Gesicht, aus jeder Begegnung ein Gesicht zu formen.

Mit Schauern packte uns der Frühling. Fast schien es, als wüchsen die Eisen in unseren Händen zu Stäben, die plötzlich zu grünen angingen. Verschlossenheiten des Herzens schrumpften zu nichts. Zu Sonntagseiern wuchs jedes Marschieren durch sprossende Felder, wo die weißen langgehörnten Stiere den Pflug zogen und in krausen, stahlblanken Schrauben die Schwalben flühten. Nie hat in den großen Städten einstmals der Frühling uns so benommen, uns so verschwistert mit den unscheinbaren Kreaturen, mit dem unendlich Daseienden, an dem alltägliche Waller spurlos vorüber schwankten.

Wir sahen den Silberfuch der Edelirsche die Spaltkreise überstrecken und zarte Löne in das Dunkelgrau der Beete wirken. Wir ahnten den Ruf des Ruducks nach und staunten in die prunkenden Farben des Himmels, wenn der Abend feierlich zu Lal brannte mit Amfelfgeschmeiter, Wälderrauschen und Ritherklängen in einsamen Quartieren.

Wir standen vor den Säunen zusammengekrücker Katen, sahen Greise die mageren Pferde aus den Selen schirren, Mütter mit den Milchgefäßen bekommen hantieren und hörten die Hungerstimmen der Unmündigen. Es gefellten sich Mädchen zu uns; schwielenhändige, hüftenrüstige. Wir konnten die Sprache ihres Landes nur mühsam verstehen, in ihre uns willig hingehaltenen Hände nur ein leise zukendes Verben um Vertrauen legen. Aus ihren aufgeglänzten Augen groß und goldbraun wie die Lichter zärtelnder Rehe, tief und samtgrün wie kleine Waldseen aber rieselte der Mai in Strömen.

Da stiegen Brüden vor uns auf; siebenfarbige, sternüberseitelte, über die wir fuhren, traumwandlerisch und mit allen Ergriffenheiten und Hoffnungen zurück in die Herzen unserer Frauen.

In solchen Stunden geschah es, daß man sich heimlich fortstahl, dürstige Blumen plückte, über die Blütenblätter leise hinfuhr und aus der Tiefe des Herzens herausquellen ließ die warmen Ströme der Sehnsucht, dunkle Schwermut.

Es waren schon Sterne in das samtene Blau des Him-

Sommernacht.

Von Paul Jech (im Westen).

Sommernacht; und man sitzt in dem dümpelnden Gemach des feindlichen Quartiers, stützt die Stirn, starrt in die Flackerflamme der Kerze, hört den Wind um die Haus-ecken legen, in den morschgrünen Dachziegeln Lärmen und über den Flur hintappen wie ein Dieb.

Käme nicht manchmal durch die zerbrochenen Fenster-scheiben der Kessel eines Scheinwerfers gehuscht, spränge man nicht sah auf, wenn unermutet der kurze Fall der Geschütze rührte... die Pulse blieben stehn!

Es ist beileibe nicht Angst, kein Grauen, das immer wieder versucht, die Kehle hinaufzudrücken; das die Schläfen umkrallt und den Rücken frostkalt überrieselt. Nein, stärker denn je fühlt man die Folter des Alleinseins, des Ab-geschmittenseins von Dingen, die friedfertig sind, Liebesumwozt und göttlich.

Was hilft es, daß wir tags lachen. Wie starglose Kinder lachen. Daß wir singen und spielen; in den Feuerpausen unsere Zeitungen lesen, auf die Briefbotschaft von Hause warten, wie wenn die allzu geruhige Einsamkeit eines Ferien-dorfes sich über uns wölbe und nicht der Krieg. Denn ihr alle wüßt, dem wir alle entgegen geschmeidet sind, der jede Sekunde unseres Daseins durchdonnert, Fleisch ist von unserem Fleisch und Wein von unserem Wein.

Was hilft es, daß der Name Gottes unter uns ist wie verhaltene Borkreide, daß wir ihn aus dem Gesang der Gräser, aus dem Klängen der Kessel vernehmen. Menschen machen ihn mündig, fallen sich zu ihm empor, denen alles Aufgeräumliche einst billig schien wie der Trieb eines Faffirs.

Schau, wie das nächtliche Gesträuch vor dem Schein der Laterne flieht, drängen wir uns in uns selber hinein. Versuchen das zu leben, was wir jenseits dieser Erscheinungen waren oder zu werden uns mühten. Bäumen uns auf: zu wissen, daß wir Fragment des großen Betriebes sind, eine Schraube der großen Tod-Maschinen, die sich nicht lockern darf und geräuschlos, unsichtbar das Ganze drehen hilft. Oft

wieder hoch empor. Diesmal nehme ich die Waage. Mit dem Gewehr lege ich mich in den Langstuhl, um ab und zu einen der Schläfer mit dem Kolben zu figeln und ihn mit dem Worte: „Moto“ (Beweg) zu ermuntern. Um 2 Uhr muß der Aufseher die Waage übernehmen, damit ich mich noch etwas aufs Ohr legen kann. Der Lagerplatz ist mir aber doch zu ungemächlich, und so treibe ich schon nach einer Stunde zum Aufbruch.

Der nächste Marsch auf engem Pfad ist zwar nicht erfreulich, aber wir können doch ganz leichtlich voran. Gegen Morgen schlagen wir uns zur Burenstraße (einem einfachen Fahrweg) durch; gut angebautes Hügel- und Tal-Gründ mit freundlichem Grün, und ehe die Sonne ihren höchsten Stand erreicht, nehmen uns die ersten Hütten von Same auf. Der große Lagerplatz am Berge ist wunderbar gelegen, kreisrund. Es dauert nicht lange, bis sich die ersten Dorfweiber mit Lebensmitteln einfinden. Hier kann ich auch meine Träger wieder mit Maismehl versorgen und sogar noch einen kleinen Meiserbestand anlegen. Meine Safari (Reisegesellschaft) ist ziemlich herunter. Auf meine Erkundigung nach dem Wohlfinden höre ich viele Klagen über wunde Füße usw. Ich gebe allen den guten Rat, sich schön auszuruhen und nicht zuviel ins Dorf zu bummeln. Davon will man natürlich nichts hören, und als ich die Absicht äußere, zu sehr früher Morgenstunde wieder weiter zu ziehen, gibt es vielstimmiges Gejammer. Nach ausgebeuteter Mittagspause hat sich jedoch mein Entschluß gefestigt. Als ich sehe, daß ein großer Trupp im Begriff ist, ins Dorf hinunter zu ziehen, rufe ich ihn zurück und erörtere ihm nun endgültig, daß es in der Nacht weiter geht. Jetzt findet sich ein Vorkämpfer, einer der besten und stärksten Leute, ein ziemlich verwegen aussehender Einäugiger, der mir durchaus einreden will, daß ich am besten einen ganzen Ruhetag mache. Der Aufseher unterstützt ihn nach Kräften.

Da ich keinen Assari mit führe, helfe ich mir auf meine Art. Ich verspreche jedem der beiden Assari zwei Rupien (je 1,33 M.) Wachsöl, wenn sie helfen, meine Safari recht schnell vorwärts zu bringen. Das zieht! Jetzt schide ich zu den Leuten zurück mit dem Auftrag, in geschickter Weise allen den Standpunkt klar zu machen. Zur weiteren Beruhigung folge ich bald nach, und mache die überraschende Mitteilung, ich hätte beschlossen, einen großen Hammel zu kaufen und sofort schlachten zu lassen. Allgemeines Halloh ist die Antwort. Die Aussicht auf ein kleines Schlachtfest wirkt Wunder. Mit einigen Ortskundigen gehe ich nun auf die Hammeljagd, und bald haben wir für 5 Rupien ein Prachtexemplar erstanden. Das Lager erwartet uns schon voll freudiger Aufregung. Alle Erschöpfung ist vergessen. Der Einäugige macht sofort den Metzger, und als es zum Kochen (Essen) ansetzt, kommt, kann jeder auch sein Stück Fleisch in Empfang nehmen. Jetzt bin ich wieder der Bana mjami (gute Herr). Mittags war ich der Bana kali (böse Herr).

Um 1 Uhr nachts ist großes Beden. Die Reste der Abendmahlzeit werden rasch vertilgt und während rings die Feuer den Platz taghell erleuchten, wird abgekochten; dann macht sich jeder wieder sein Bündel zurecht. Um 2 Uhr steht alles fertig abmarschbereit im Kreise um mich versammelt. Gleich habe ich wieder Gelegenheit, neue Erfahrungen zu sammeln. Trotz der neu hinzugelassenen Träger finde ich an einem dunklen Plätzchen zu meinem größten Entsetzen eine meiner wertvollsten Lasten, einen eisernen Tropfen, einsam und verlassen stehen. Die lieben Schwarzen haben es nämlich verstanden, die Lasten zu zerlegen, damit sie leichter werden. Da der Tropfen nicht zu zerlegen ist, möchte man ihn am liebsten lossein. Zu nachtschlafender Zeit muß ich also mit einem gehörigen Donnerwetter desinfizieren. Schnell ist aber Ordnung geschaffen, und während die Feuer am Verlöschen sind, ziehen wir den Berg hinab, in die finstere Nacht hinein. Weiter immer weiter. . . Musikalische Gemüter haben am Tage einige Antilopenhörner aufgegeben und zu Signalhörnern zurechtgemacht. Nun blasen sie aus Leibeskräften drauf los, daß es ordentlich schaurig durch die Nacht schallt.

Langsam ziehen wir durch die Nacht dahin. Löwen, Leoparden und anderes Getier drücken sich schleunigst in die Büsche vor dem Heidenlärm, der von meiner Safari ausgeht.

In der Dämmerung gibt es einen kleinen Zwischenfall. Eine Last steht einsam am Wegesrand. Der Träger hat ebenfalls kimbiam gemacht, nicht zur Freude seines Aufsehers, der nun das Vergnügen des Tragens hat. Sonst geht aber alles glatt von statten. Mittags beziehen wir den großen Lagerplatz beim Dorfe Lembein. Hier können sich meine Schwarzen nach ihrem Geschmaack verlustieren. Im Dorfe gibt's Pombe (Hirsebier) in Hülle und Fülle, und die schwarzen Dorfschönen tragen nicht unwesentlich zur allgemeinen Aufheiterung bei.

Neu gestärkt können wir uns am nächsten Morgen (einem Sonntag) wieder auf die Wanderfahrt machen. Es wird ein sehr tüchtiger Maristag, denn bis nahe sind es über 30 Kilometer; für die

mels gestift, wenn man heimkehrte, die braunen Schattenhände der Nacht lagen über die Strohdächer gebreitet, und auf den Höfen geisterte eine magische Stille.

Daß danach wieder Tage kamen, die uns wie mit Jagen packten. Ueber das Antlitz des Himmels faltete sich die Gorgonen-Maske. Unsere Welt, nicht die geruhige flache Landschaft, sommertweiser Städte, der blanken Seen umflaumerte uns polypenhaft, pendelte uns durch ein trüchtkrautiges Dasein, wo die Grenzen des Daseins sich verschoben, niegekante Hüllungen und Dunkelheiten in ununterbrochenem Wechsel durcheinandervirbelten. Dem gewaltiger als je tobte uns der Aufsturm des Feindes entgegen. Stätten, die wir liebgewonnen hatten, muhten wir in Feuer aufgehen sehen, wie dürre Haufen Stroh; Kameraden, mit denen wir Blutsbrüderschaft getrunken hatten an einamen Lagerfeuern, fielen von uns ab wie ein zu schweres Gewicht und zerschellten.

Nan konnte sich die saftstropfenden Schluchten, die sanftgeschweiften Kuppen nicht mehr vorstellen ohne den gelben Viskinqualm der Explosionen, den rasselnden, langlofen Radau der harten Eisenortane. Die Luft war wie überladen von den Kräftekreisen teuflischer Hypnosen. Flugzeuge schwärmten; riesenhafte Insekten, die den Himmel verfinsterten, mit langen weißen Fühlern Nächte zerschneiden und die Erde aufrißen. Die Tage hüllten sich in das Gewand der Nacht, und die Nächte glühten rubinrot, solterten alle Sinne und schallten voller Rufe aus dem Jenseits.

Nan schauerte nicht mehr zusammen, wenn die traurigen Transporte der Verwundeten vorüberwallten. Das Stöhnen der armen Leiber ging nicht mehr wie Eis ins Gehirn. Stärker als alle Melodien in Busch und Feld, überwältigender als die Gefälle der Flußkrümmungen brausten die Sturmtakte der Geschichtsklängen, die Gurra-Rufe aus zehntausend Kehlen.

Wer noch sprach da von Abenden auf Lampenüberperkten Seeferassen, von Gondelfahrten und Promenaden durch verschwiegene Rindaleen!

Eisengrau und schroff zogen die Stunden, und jede Minute war beflügelt von der motorischen Kraft des gewaltigen dreimalglühenden „Vorwärts“!

Tropfen eine anständige Leistung. Aber da wieder ein großes Dorf winkt, noch dazu der mächtige Baganan-Fluß, braucht meine Safari keine besondere Anfeuerung. Als wir uns gegen Abend unserem Ziel nähern, ist mir meine Kolonne weit voraus, und ins Dorf gelangend, finde ich die Mehrzahl der Träger bereits lustig im Flusse plätschernd.

Flußabwärts am Ausgang des Dorfes liegt der große Lagerplatz, beschatet von einem mächtigen — Leberwurstbaum. Zum erstenmal sehe ich solch eine Merkwürdigkeit, von der ich schon hörte. Die Früchte sehen tatsächlich wie große, dicke Leberwürste aus und hängen an langen Stielen herab wie an einem ungeheuren Weihnachtsbaum. An einigen herumliegenden Früchten kann ich aber feststellen, daß die Nahrungswerte nur sehr, sehr äußerlich ist. Von Genießbarkeit ist bei den holzartigen Dingen keine Rede, und wegen des anständigen Gewichts möchte ich so ein Würstchen wahrlich nicht auf den Kopf haben.

Hier in Nähe soll ich laut dienstlicher Mitteilung einen Führer vorfinden, der mich zum Lager meines Kollegen bringt. Der Ortsvorstand wird herangeholt, weiß aber nichts zu berichten. Auch am nächsten Tag läßt sich kein Führer sehen, so daß ich wohl oder übel einen Ruhetag machen muß. Erst gegen Abend trifft der erwartete Bote ein. Mein Kollege hatte zwar rechtzeitig über Amt Moschi telegraphische Mitteilung von meinem Abmarsch erhalten, er konnte sich aber nicht denken, daß ich in Eilmarsch angeheft komme, und so wurde der Mann zu spät weggeschickt. Nur geht es wieder flott weiter. Nach mehrstündigem Marsch auf unser Endziel zu, geht's abwärts in den dichten Rautwald hinein.

Im Orte Moschi selbst haben wir nichts zu suchen, er liegt für unsere Bahn zu hoch, jenseits des Flußlaufes auf ca. 1100 Meter Höhe am Berge. Unsere vorläufige Endstation Neu-Moschi liegt aber auf ca. 800 Meter Höhe, um die Weiterführung nach Nordwesten, nach Kuschka zu ermöglichen. Im Laufe des Nachmittags finde ich endlich den Gesuchten, der mit einem kleinen Fieber das Bett hütet. Was dienstlich zu erledigen ist, ist bald geschehen. Mein Kollege ermuntert sich zum Aufstehen, und im Schatten des Strohhäufes wird die Abendtafel im Freien gedeckt.

Es ist kurz nach 1/2 6, wie wir den Hof betreten. Als ich mein Auge umherblicken lasse, bleibe ich auf einmal wie gebannt stehen. Im klaren Abendlicht ragt die Riesenkuppel des Kibo fast in greifbarer Nähe vor mir auf. Unweit davon erhebt sich der zweite kleinere Gipfel, der Wabeni. Das ganze Kilimandscharo Massiv bietet sich dem Auge dar. Kein Wolkchen stört den Anblick. Wohl hatte ich auf dem Marsche schon ab und zu einen Blick auf den Berg erhascht, doch immer noch aus weiter Ferne. Und tagsüber hält er sich meistens in Wolkenschleier. Nun zeigt er sich in ganzer Majestät. Kurz vorher muß Neulohn gefallen sein, denn der Gipfel strahlt in blendendem Weiß. Weit steigen seine Eisfelder hinauf. Gerade das gibt dem Bilde unseres 6000-Meter-Berges den eigenartigen Reiz. Während rings um uns alles in Blut gefärbt ist, streckt der Berg der Geister sein Haupt eis- und schneebedeckt in des Himmels Blau. Als um uns rasch die Nacht hereinbricht, liegt der Bergesgipfel noch eine ganze Weile im Sonnenlicht, so daß mein Auge immer und immer wieder auf ihm haften bleibt. Zudem habe ich besonderes Glück. Der Mond steigt herauf und verhilft unserem Berge zu wirklich geisterhaftem Leuchten.

Meinem Birt bin ich ein wenig anregender Gesellschafter. Er weidet sich dafür an meinem immerwährenden Hinaufftarren, da er darüber längst hinaus ist. Mir allerdings ging es anders. Der Anblick des Berges blieb dauernd eine Augenweide für mich, so oft ich auch in seiner Nähe lag.

Noch nach Jahr und Tag, als es Abschiednehmen galt, konnte ich mich nicht sattsehen. — Und wenn alle Erinnerungen an Freud und Leid, die der schwarze Erdbel brachte, mehr und mehr vor der lebendigen Gegenwart zurücktreten, unseres Geistesberges allgewaltiger Eindruck wird mir immerdar im Gedächtnis bleiben.

Rußland in der Karikatur.

Als die letzte europäische Koalition gegen Rußland unter Führung Napoleons III. den Krimkrieg gegen die „Barbarei des Ostens“ begann, ergriff ein junger französischer Zeichner Gustav Doré die Gelegenheit beim Schopfe, um schnell ein Bilderbuch über den russischen Absolutismus auf den Markt zu werfen. Diese Folge von 477 Bildern neu herauszugeben und den Text zu verdeutschen, war keine able Idee des „Empiricist“-Mitarbeiters Peter Scher. Unter dem Titel „Das heilige Rußland“ ist das selten gewordene Buch so neu entstanden. (Verlag von A. Langen in München, Preis 4,50 M.)

Doré gehört unter die Ausläufer der letzten großen Blütezeit der französischen Karikatur. Er hat zwar in nichts die monumentale

Die Pulsschläge des Blutes und der Schwung der Glieder hatte nur den einen Rhythmus, der das Hirn und alle Fasern des Herzens ausschaltete. Heil der Seele, die auf solchen Hittichen in die Ewigkeit hinübermühen durfte! Uns aber, die wir blieben, ging auch dieser Wirbel vorüber und warf uns zu schnell zurück in die quälischen Lage der Etappe, die keiner ersehnte, aber alle fürchteten wie ein grünes, lisse schlafendes Gift.

Und wieder muß man fühlen, daß Sommer ist, daß der Roggen verbleicht ist, in den Vorgärten unserer Quartiere die Erdbeeren glühen und die Pflaumenbäume von Frucht strotzen.

Seele hat die Landschaft mit eins bekommen. Von den Birken, die links und rechts aus den Buchten aufsteigen, sich sammeln, ausrichten und eine endlose Reihe in das festige Braun der Lecker stricheln, lösen sich mit dem Klängen der Geräte die Erntewagen.

Wohin das Auge schweift, stoßen sie auf Jugend und einkende Geschäftigkeit. Die ganze Arbeit dieses Erntesommers wird von den schmalen Schultern der Jugend getragen, den gekrümmten Nacken blonder Frauen, die mit ihren dreißig Jahren aus den faltigen Gesichtern müder Greisinnen schielen.

Hinausstürzen möchte man sich in dieses wogende Meer der Taufendhändigkeit, mitanzustimmen den strotzenden Rhythmus der Fruchtbarkeit!

Sieh, und da kommen solche Abende, wo man versucht wird, von den Möglichkeiten des Friedens zu sprechen, herausgefordert wird, irgendeinen Tag zu nennen, der über Deutschland ausgehen muß wie keiner zuvor. Denn wir alle glauben den Willen zu haben, an der neuen Welt mitzubilden, und sei es auch um den Preis des Untergangs.

Aber noch schlagen die acherontischen Degen von Eisen und Blut zusammen, noch scharen sich immer neue waffenflüchtige Männer um die blutüberprengten, eidenbefrängten Fahnen. Noch hemmen der Triumph der Zerfleischung, die Notrufe des untergehenden Hellas die Geburt des einfachen Menschen, der sein wird wie jener, der sprach: „So ihr nicht werdet wie die Kinder“

Größe, das tiefe Pathos und die leidenschaftliche Liebe zum Volke wie der unergleichen Daumier. Aber seine blühende Phantasia, sein behendes Zeichentalent, sein lustiger Spott und sein jedes Jubelendes werden ihm auch heute noch Freunde werden. Als Karikaturist ist er ja weniger bei uns bekannt denn als Illustrator, der Bibel und Dante, Mafelais und Cervantes mit einer unübersehbaren Bildwelt bevölkert hat. Die gleiche leichte Erfindung, die malerische Art der Darstellung, die mit den härtesten Kontrasten des Schwarz-Weiß arbeitet, die unvergleichliche Freude am Einfachen sind ihm hier wie dort eigen.

Den russischen Absolutismus wollte Doré treffen, aber unter den Fingern wurde ihm sein Werk zu einem Spott auf den Absolutismus überhaupt. Geht vieles Äußere ist speziell russisch an diesen Szenen, aber auch der Deutsche und Franzose wird sich dabei erinnern, daß sein Volk ein Mittelalter und einen Absolutismus gehabt hat. Immer wieder kehrt in diesen Blättern der stets vergebliche Zug gegen Konstantinopel, immer wiederholt sich die Unsinnigkeit von Erbthronerben der Fürsten, stets aufs neue ist das Volk das dumme Opfer der Raune seiner Herrscher. . . . Trotz der Greuel und Schreden, in denen Doré schwelgt, wirkt er mehr beflügelnd und unterhaltend als erschütternd. Er treibt sein Spiel mit dem Stoff, er läßt seiner unbekümmerten Phantasia freies Spiel, er ist im Grunde mehr der typische witzige französische Schachvogel und respektlose Gamin als der Ankläger. Vast er und nicht im Innersten, so trifft seine Persiflage um so besser die Ziele seines Spottes. Wenn durch lächerlichmachen der Absolutismus zu töten wäre, so hätte es Doré ihm längst besorgt. Die Unfähigkeit, die Gemeinheit der Herrscher, die Dummheit des Volkes ist das unerlöschliche Thema, das immer neuen Stoff bietet zu witzigen Glossen.

Je mehr sich Doré der Gegenwart nähert, um so packender gestaltet er. Die kriegerische Geschichtsschreibung wird an Peter des Großen Beispiel aufs wirksamste verurteilt. Seine großen Kriege und Siege sind hier genau solche Pulverwolken — und nichts weiter — als die seines Gegners Karls XII. Seine Eroberungsgier wird symbolisiert durch ein den Rachen aufspringendes Kanonenrohr, das an Stelle seines Kopfes getreten! Die Regierung Peters II u. III. wird durch zwei Kassen charakterisiert. Mutwillig in seinen Einfällen wird Doré, wenn er Katharinas Orgien schildern will und aus Rücksicht auf die Moral alles mit einem Niesenseigenblatte zu decken muß. Besonders gelungen ist der Spott auf die Großtaten des Krimkrieges Nikolaus, dessen eigene Karikatur in Niesenseigenblatte und mit witzigen Köpfen famos ist. Treffender konnte dieser prälerische Samakentopf, der mit dem Schicksal Europas Würfeln spielt, nicht gekennzeichnet werden. Mag er seinem eigenen Volke die unheilvolle Spinnne bedeuten, die alles Leben in ihrem Rege erstickt, für die Welt ist seine morsche Gewalt ein bloßes Schredgespenst, dem die französischen Kolben alle die Glorie von 1812 in den Rachen stopfen. So endigt das lecke, frische und lustige Buch mit einer Prophezie, die freilich nicht die französischen, sondern die deutschen Waffen am russischen Absolutismus vollstreckt haben. Möge in diesen Karikaturen der russische Absolutismus seine letzte Auferstehung gefeiert haben. Und möge es ein Venetele sein für alle, die mit dem russischen Absolutismus gekämpft haben, nicht zuletzt für die Absolutisten der französischen Bourgeoisrepublik.

K. H. D.

Für das Frauenwahlrecht.

Das Kapitel Frauenwahlrecht hat ein seit langen Jahren in Deutschland lebender, sein Vaterland aber, wie er schreibt, mit unzerbrechlichen Naturbanden liebender Russe eine kleine Propagandaschrift (S. Alapin: Zum Kapitel Frauenwahlrecht. Heidelberg, Selbstverlag des Verfassers, 40 Pf.) herausgegeben, von der er hofft, daß sie nicht nur der Frauenwelt im allgemeinen, sondern der ihm in besonderem Maße teuren russischen Frauenwelt dienen möge. Er hofft, daß die Schrift über Deutschland ihren Weg zum russischen Volk finde, bei dem seiner Ueberzeugung nach „kein Haß gegen das deutsche Nachbarvolk Platz habe“.

Die kleine Schrift tritt an die Frage im allerstrengsten Sinne objektiv und frei von jedem Parteilandspunkt heran, um sie so, rein logisch nach der rechtlichen philosophischen und auch der psychologischen Seite durchaus zu bejahen. Nicht um Widerlegung billiger alltäglicher Entwendungen gegen das Frauenwahlrecht handelt es sich, sondern um das synthetische Aufreihen der ganz großen Linien, um die gedrängte Zusammenfassung der Hauptgesichtspunkte, von denen aus positives Material gewonnen und praktisch verwertet werden kann. Damit fallen die kleinlichen, an Interessenkreise oder zeitliche Umstände gebundenen Bedenken, gegen die meist viel zu großes Gewicht aufzuführen für nötig befunden wird, ganz einfach in sich zusammen.

Städtische Dörranlagen.

Im den Ernteseigen an Gemüse und Obst, den uns die letzten Wochen besetzt haben und die bevorstehenden noch bringen werden, für magere Zeiten aufspeichern zu können, haben viele Städte große neue städtische Dörranlagen angelegt. Vorwiegend sind es Städte, die von Gemüseseldern und Obsttristen umgeben sind und so auf rasche, bequeme Weise das frische Dörrgut beziehen und verarbeiten können. Zahlreiche rheinische Städte haben jetzt mit dem Betrieb begonnen oder beginnen ihn in diesen Wochen, und damit legt eine riesige Arbeit, ein schönes Vorsorgen und außerordentlich praktisches Wirtschaften ein, dem man mit Stolz und Vergnügen zuschaut. Die neuesten großen Dörranlagen, die natürlich mit Elektrizität betrieben und mit Luftheizung gespeist werden, tragen alle Vollkommenheiten der letzten einschlägigen Erfindungen in sich. Da sieht man riesige Dörrfelder, meist sind es Doppelfelder, die auf ihren feiertartigen Böden meist drei Waggons Gemüse oder Obst auf einmal betreiben können. Das vielverzweigte Heizungs- und Dampfnetz läuft unter den Dörrböden hindurch und unterwärmt die Waren, die nach geraumer Zeit durch geschickte Anwendung das fertige Gut absondert. Interessant sind neben dem Dörrfeld selbst die vielen Vorbereitungsanlagen, die das Obst und Gemüse für das Dörrverfahren vorzubereiten haben. Zum Schälen und Entkernen wie Kirschen und Äpfel dient ein Maschinen ein anderes entfernt die Pflaumen, eine dritte hobelt den Kohl und schneidet Bohnen und Kartoffeln. Auch die Wildgemüse und Pilze, die von den Schulkindern in unseren rheinischen Städten gesammelt werden, kommen auf die Dörrfelder, um im Winter unsere Köpfe und Schlüssel abwechslungreich zu fällen. Getreide und Kartoffeln wandern gleichfalls hierher und wunderbar rasch geht die Dörrarbeit von statten. In unseren weinbaureicheren Gegenden werden ferner die Weinreiser gedörrt, um zu Viehfutter und Del vortreffliche Restverwendung zu finden.

Notizen.

— Vorträge. In der Urania wird der Vortrag „Der Sphägen und das Oberengadin“ Sonntag, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend wiederholt. Montag, Mittwoch und Freitag: „Die Befreiung Ungarns und der Bukowina“. — In der Treptow-Sternwarte gibt Dienstag Dr. Archenhold eine „Einführung in die Astronomie“. Mittwoch: „Eine Wanderung durch das Osterggebiet und die Dolomiten“, Lichtbildervortrag von Prof. Wang.

— Raissis Wiederauftreten in Berlin. Alexander Raissi tritt am nächsten Sonnabend nach mehr als dreijähriger Unterbrechung am ersten Male wieder im Deutschen Theater auf. Er spielt in „Dantons Tod“ den Danton.

September von 1-3 geschlossen.
Meine Läger
 Teppichen, Möbelstoffen, Gardinen, Läuferstoffen, Tisch- und Diwanddecken usw. sind reich sortiert!
Teppich-Spezialhaus
Emil Lefèvre
 Berlin-Süd.
 Seit 1882
 nur Oranienstr. 158
 Mein altes Haus hat keinerlei Beziehung zu ähnlich laut. Firma

Leim lauft Dittmar,
 81/7 Polkenmarkt 6.
Tätowierung
 entfernt C. Weissert, Gerichtstr. 74, 2 Tr. Zu sprechen: 4-8 abends, Sonntags 9-11.

Möbel-Angebot.
 Solche Möbelfirma liefert Spezial-Ein- u. Zweifam. Einrichtungen sowie Einzelmöbel gegen mäßige Zinsvergütung bei kleiner Anzahlung und geringen monatlichen Ratenabzahlungen. Effekten W. 1 an die Exped. d. "Borm." Keine Kaffeezer.
Gröste Ruiana.

Spiritus
 95 Proz. lauft jeden Vollen
Kühn, Bogdener Str. 7
 (Laden). 3718

Ärztl. geleitete, modern eingerichtete Heilanstalt f. ambulator. Behandlung
 (Die wissenschaftl. anerkannte u. bewährte Kanstl. Höhensonnen- u. Behandlung.)
 Modernes, erprobtes Heilverfahren: Naturheilverfahren, Elektro- u. Licht-Therapie, Wasserheilverfahren, Pflanzen- und Kräuterbäder, Sauerstoffkuren, homöopathische Behandlung, Pflanzeninjektionen. — Nachweisbar gute Heilerfolge bei sämtlichen Krankheiten, inneren und äußeren (speziell chronischen Leiden), z. B. Lungen-, Hals-, Herz-, Nieren-, Darm-, Leber-, Nerven- und Blasenleiden, Nervenschwächen, nervösen Kopfschmerzen, allgemeiner Nervosität, allgemeiner nervöser Abspannung; Nöchias, Gicht, Rheumatismus; familiären Ausschlägen, Nöchias, Wunden, Lähmungen, sowie Kinderlähmung; Stoffwechsel-Krankheiten, Zuckerkrankheit usw. — Wegen Raummangel seien nur einige Fälle mitgeteilt: Herr H. Hellwig, Borkenwald d. Berlin, Uml. Str. 25. Von Krampfschmerz, Verstopfung u. Nervenschwäche in 6 Wochen geheilt. Colic operiert werden. — Herr A. Wilhaus, Berlin, Blumenhofstr. 3. Von Geschwulst und Wjch an alter Operationsnarbe mit 15 Behandlungen geheilt. — Herr M. Kuchel, Bin. Schöneberg, Sedanstr. 17 u. bei Friedl. Von Geschwulst u. Nervenschwäche in 4 Wochen geheilt. Vorher dringend zur Operation geraten. — Herr A. Schafly, Berlin, Gehrb. 24. Von Gesichtslähmung in 1 Monat vollständig geheilt. Vorher 6 Wochen mit Nadium in einer Berliner Klinik ohne Erfolg behandelt. — Frau E. Popp, Lichtenberg, Gärtnerstr. 10. Von chron. Frauenleiden, Herzschwäche und Verstopfung geheilt. — Sohn des Gärtners H. König, Borken. In 6 Wochen von veralteter Beinlähmung geheilt. Vorher anderweitig jeder Erfolg abgeprochen. — Von Nervenschwäche in vier Wochen geheilt. Erklärt sich selbst für ganz gesund. — Herr W. Schindler, Berlin, Grefenb. 20. Von gichtisch-rheumat. Schmerzen in Bein u. Hüftgelenk geheilt. Sehr zufrieden. — Herr A. Prof. Berlin-Rosendorf, Grefenb. Str. 11. Von chronischer Rückenmarkenentzündung und Lähmung geheilt. Vorher für unheilbar erklärt. — Herr H. Jäger, Reinickendorf-Str. Brodingerstr. 117. Von Augenbluten und Katarakt geheilt. — Frau J. Perold, Berlin, Kommerstr. 23. Von Bronchialkatarrh geheilt. — Zwei Kinder des Kohlenhändlers Herrn Vialle, Berlin, Streifg. Str. 6. Vor 9 Jahren von Lungenleiden geheilt, heute noch gesund. — Herr G. Köpke, Bin. Kummelsburg, Alt-Bogdener 8. Von doppelseitigem Lungenemphysem geheilt. — Herr D. Neumann, Lichtenberg, Blumenhofstr. 13. Von Neurasthenie und nervöser Magen Schwäche geheilt. — Frau E. Groffe, Berlin, Zwingstr. 26. Von Nervenleiden geheilt. — Frau Restaurateur Hering, Berlin, Schönhauser Allee 87. Von Pseudotumor Krankheit geheilt. — Herr Erich Bod, Berlin, Stendaler Str. 17, IV. Von Nieren- u. Blasenleiden, Wasserhucht, allgemeiner großer Schwäche geheilt. Vorher im Krankenhaus erfolglos behandelt. Jetzt fliegertebat.
 Getrennte Behandlungsräume für Damen und Herren!
 Sprech- und Behandlungszeit: 9-1, 4-7 1/2 Uhr.
 Sonntags und Feiertags 9-1 Uhr.
Berlin SO 16, Brückenstraße 10b (am Bahnh. Jannowbrücke).

Städtische Elektrizitätswerke Berlin.

Wir veröffentlichen hierunter die von den Gemeindebehörden beschlossenen Änderungen der Lieferungsbedingungen für Elektrizität. Die Bestimmungen treten mit den für den Monat Oktober 1917 auszustellenden Rechnungen in Kraft.

1. Für die Elektrizitätszähler wird in Zukunft in unserem gesamten Stromversorgungsgebiet eine Gebühr erhoben, die monatlich für einen Zähler bis zu

0,75 Kilowatt	ML 0,50
2	0,75
4	1,25
6	1,75
8	2,25
12	3,00
20	4,00
über 20	5,00 beträgt.
2. Die Verpflichtung der Abnehmer, für jede dem Normaltarif unterliegende Anlage einen Mindestverbrauch von ML 40,— für das Geschäftsjahr zu gewährleisten, kommt in Fortfall, das gleiche gilt hinsichtlich der Verpflichtung der Abnehmer, für jede dem Tarif „Betriebskraft und gewerbliche Zwecke“ unterliegende Anlage einen Mindestverbrauch von ML 48,— für das Geschäftsjahr zu gewährleisten.
3. Die Erhebung einer Grundtaxe für Elektromotore zum Betriebe von Fahrstühlen kommt in Fortfall.
4. Eine Gebühr für die Aufstellung der Elektrizitätszähler wird nicht mehr erhoben.
5. Auf alle Rechnungsbeiträge nach dem Normaltarif, Doppeltarif, Reflektartar, Haustarif, Tarif für Betriebskraft und gewerbliche Zwecke wird bis auf weiteres ein Teuerungszuschlag von 25 Prozent erhoben. Die auf Grund des Pauschaltarifs ausgestellten Rechnungen bleiben unverändert. Die Rechnungen auf Grund des Einheitsstarifs für Wohnungen und Werkstätten werden derart geändert, daß die Bodenflächengebühr von 8 Pf. auf 2,5 Pf. monatlich für jedes Quadratmeter Bodenfläche herabgesetzt und auf den Preis für die Kilowattstunde mit 16 Pf. ein Teuerungszuschlag von 25 v. H. erhoben wird.

Berlin, den 8. September 1917. 69/20*
Städtische Elektrizitätswerke Berlin.
 Coning Passavant.

Ziehung 28. bis 29. Septbr. im Ziehungslokal der Königl. General-Lotterie-Direktion
Rote Kreuz-Geld-Lotterie
 424000 Lose 15097 Geldgewinne bar ohne Abzug zahlbar im Gesamtbetrag von ML
560 000
 Hauptgewinn Mark
100 000
50 000
25 000
 Los N. 3.30 Postgebühr u. Liste 35 Pf.
 Zu haben bei den Kgl. Lotterie-Einschmern u. sonstig. Lose-Verkaufstellen.
 Verband Kgl. Preuss. Lotterie-Einschmer
 Berlin O 2, Burgstrasse 27.

Haar- u. Velourhüte
 Vorverkauf Stück 28 M.
 Lindenk. Rosenthalerstr. 36.
 H. Gehlert: W. Bayerischer Platz 7, Ecke Grünwaldstr. 56.*

Nervenleiden, Stoffwechselkrankheiten
 wie Gicht, Rheumatismus, Aderverkalkung, Magen- u. Darmleiden, Zuckerkrankheit, Leber- u. Nierenleiden, Hautkrankheiten, Herz- u. Lungenleiden, Schwächezustände. **Vorzügl. Erfolge** mit kombinierter Sauerstoff-Heilverfahren ohne jede Berufsunfähigkeit. — Sprechst. 9-10 1/2, 3-4 1/2, Verlang. Sie kostenfrei Prospekt. Sanitätsrat Dr. Weisses Ambul., Berlin 117, Wilhelmstr. 84/85.

HERMANN

AUSSTELLUNG
 von Perlarbeiten, Fiselarbeiten, Petiipointstickereien, Samtarbeiten, Nadelarbeiten, Gobelinstickereien, Ungarischen Stickereien, Oberbayer. Hausindustrie

Ausstellung von Damenbekleidung

Pelz-Mäntel
 Seal - Bisam / Perstaner Electric Seal
 Fohlen / Astrachan usw.
Herren-Gehpolze

Pelz-Garnituren
 Skunks / Seal / Bisam Opposum / Marder Edelfüchse / Iltis usw.
in grosser Auswahl

Blusen
 Seidenbluse (Vollette) geflicktes Vorderell, mit Kravatte 2650
 Seidenbluse (Vollette) mod. Schaltenkragen, verschiedene Farben 2975
 Seidenbluse (Corpe de Chine) in moderner Ausführung und neuesten Farben 3975
 Seidenbluse Koffel in dunklen Streif., offen und geschlossen zu tragen 4500
 Sammetbluse in Schwarz gestreift, Seidenriestragen 4500

Herbst-Kleiderröcke neue Formen	29 ⁵⁰	49 ⁰⁰	59 ⁰⁰
Seidene Kleiderröcke Stoff gearbeitet	59 ⁰⁰	69 ⁰⁰	79 ⁰⁰
Regenmäntel aus Seide ..	115 ⁰⁰	120 ⁰⁰	135 ⁰⁰
Mantelkleider geschmackvolle Formen ..	69 ⁰⁰	110 ⁰⁰	150 ⁰⁰
Herbst-Paletots Jugendl. Modarten ..	48 ⁰⁰	69 ⁰⁰	89 ⁰⁰
Jackentleider aus guten Stoffen ..	98 ⁰⁰	165 ⁰⁰	195 ⁰⁰
Jugendl. Seidenkleider für junge Mädchen ..	59 ⁰⁰	110 ⁰⁰	190 ⁰⁰
Seid. Nachmittagskleider eleg. Formen	59 ⁰⁰	110 ⁰⁰	135 ⁰⁰

Massanfertigung
 von Damenkleidung aus vorzüglichen Stoffen zu mässigen Preisen in eigenen Werkstätten

Trauerabteilung
 im 1. Stock. — Anfertigung nach Mass innerhalb 24 Stunden.
 gr. Auswahl fert. Trauerkleidung

Damenhüte
 Sammetkappen mit hochgeschl. Köpfen 1150 1575
 Sammetkappen mit hochgeschl. Köpfen 1250 2150
 Sammetrundhüte mit hochgeschl. Köpfen, mod. Gestalt 2100 2750
 Sammetmatelots mit hochgeschl. Köpfen 1775 2150
 Sammetrundhüte mit hochgeschl. Köpfen 4150
 Sammethüte mit hochgeschl. Köpfen 1575 2300
 Haarfilzhüte 2100

Unterröcke
 Unterröcke aus gestreifter Seide, ge- 2550
 senger Volant
 Unterröcke aus hellgestreifter Kunstseide mit Stoffgemmierung 2975
 Unterröcke aus Kunstseide, einfarbig, reich geganzes Volant 3750
 Unterröcke aus weicher Seide, einfarbig, elegante Ausführung 3975
 Unterröcke aus hellen Chino-Seide, gut Qualität 4500



Samthappe mit hochgeschl. Köpfen 1575
 Samthappe mit hochgeschl. Köpfen 1575
 Samthappe mit hochgeschl. Köpfen 2150

Hutgarnituren
 Strauß-Pompon 45, 90 Pf. 125
 Reihergestecke 60 Pf. 150 200
 Moderne Flügel 120 150 225
 Bando-Flügel 200 225
 Brokatblumen 110 125 200
 in Witzel und Wäpfer
 Hutblumen 65, 85 Pf. 135
 Samtrosen 150 170 275